

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 39

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 39
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
29. September
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Der Heimat.

Von J. Cowlson.

Laßt uns der Heimat Lieder singen
Und im Gesang das Herz ihr weih'n!
Laßt gute Taten uns vollbringen,
Uns ihrer wert und und würdig sein!

Laßt uns der Heimat Scholle bauen
In hartem Kampf und saurem Schweiß
Und dann im Feierliede schauen
Den Segen, aller Arbeit Preis.

Laßt uns der Heimat Herzen gründen
Auf starker Liebe Edelstein!
Laßt's durch die gute Tat verkünden:
Wir wollen treue Brüder sein!

Laßt uns der Heimat Frieden mehren,
Der Wahrheit treu zur Seiten steh'n
Und allem Schlechten kräftig wehren,
Den graden Weg der Ehren geh'n.

Laßt uns der Heimat Tote ehren!
Laßt sie im ew'gen Frieden ruh'n!
Im reichen Erbe weiser Lehren
Laßt uns nach ihrem Vorbild tun!

Laßt uns der Heimat Zukunft wahren
Mit lauterm Sinn, mit Herz und Hand!
Laßt himmelwärts die Bitte fahren:
Gott, segne du mein Heimatland!

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 39

„Johannes Attinger gibt dich nicht frei, er will von einer Scheidung nichts wissen. Rahel, willst du mich jetzt im Stich lassen? Du liebst Johannes nicht, du hast ihn nie geliebt, du schenkest dich ihm. Wer hat dir zu befehlen? Wem bist du Rücksicht schuldig? Wem geht es etwas an, wenn zwei Menschenkinder zusammen leben wollen? Komm, Rahel, wir gehen in ferne Länder.“ Er umarmte sie heftig. „Du weißt es wohl, Rahel, daß ich durch dich mein tiefstes Leben leben werde und in der Kunst mein Bestes leisten. Du kannst die höchste Aufgabe der Frau erfüllen, die, den Mann zu seinen größten Taten zu zwingen.“ Rahel schaute ihn an, und ihre Lippen zitterten. Sie schwieg.

„Johannes hat mir damals geschrieben, daß du nur den Finger werdest heben müssen und du seiest frei. Und jetzt: Es ist zu schwer für mich, sagt er. Das Leben wäre unerträglich ohne sie, sagt er. Ob er keinen Stolz habe, fragte ich ihn. Ob er eine Frau zwingen wolle, bei ihm zu bleiben, wenn sie selbst es nicht mehr wünsche. Ich kann sie nicht entbehren, rief er. Und ich sah, mit welcher tiefer Scham er das sagte. Jetzt Rahel: Kommst du mit mir?“ Sie warf sich an seinen Hals und küßte ihn heftig und weinte, und küßte ihn wieder. Aber sie schüttelte den Kopf.

„Wir wollen warten. Es kam zu plötzlich. Er wird

mich gehen lassen, er hat mich doch lieb und wird nicht wollen, daß ich unglücklich werde.“

„O ja, das wird er wollen. Ein Prophet ist er nicht mehr, ein Heiland, Rahel, der Selbstlosigkeit predigen darf. Jetzt ist er nur noch ein ganz gewöhnlicher, eigensüchtiger Mensch, ein Mensch, wie wir alle sind, böse und gut, wie es sich trifft, unter der Glasglocke hat's einer leicht, gut zu sein, das ist keine Kunst. Da siehst du, wie alles zusammenfällt, wenn einer Mensch wird. Rahel, besinne dich, kommst du mit mir?“

Sie schüttelte den Kopf. „Bleibe hier“, bat sie. „Warum willst du fort? Es könnte so schön sein.“

„Herz“, sagte Sidney ernst. „Wir wollen uns nicht erniedrigen. Wenn Johannes ein Mann wäre wie viele, der sich nicht erdreisten dürfte, einen Stein auf uns zu werfen... der sich wehren könnte... aber so! Es geht gegen mein Gefühl. Nicht gegen meine Moral, aber ich möchte doch ein ehrlicher Kerl bleiben. Was es mit sich bringt, solch ein Verhältnis, das habe ich bei meiner Frau gesehen. Dies Lügen und Betrügen und hinten herum leben und heucheln und lächeln, wenn man den andern vergiften möchte... und... nein, Rahel, du bist mir zu wertvoll. Ich mag dich nicht vergeuden. Komm mit mir. Das ist der gerade

Weg. Da stehen wir zu unserer Liebe und nehmen Leid auf uns.“ Sie schüttelte wieder den Kopf.

„Armes Herz, kommst du denn gar nicht los?“

Da schluchzte Rahel und sagte endlich: „Ich habe geglaubt, ich sei frei, und nun reden alle die Stimmen noch immer so laut zu mir, daß ich meine eigene nicht zu verstehen vermag. Habe Geduld mit mir, Sidney.“

Sidney war fort.

Im weißen Haus war alles wie mit einem Schlag anders geworden. Die Atmosphäre hatte die Farbe gewechselt, aus Wärme und Wohllichkeit war Kälte geworden, aus Vertrauen und Hingebung Angst und Eifersucht, aus Freundschaft scheues Zurückweichen, aus Liebe beinahe Haß. Nicht eigentlich Haß, der ja nur ver schmähte Liebe ist, aber ein verwandtes Gefühl, das zwischen den beiden Polen hin- und herpendelte, das um so heftiger zurückstrebte, als es heftig angeprallt. Rahel, die gewohnt war, daß ihr Erscheinen mit leuchtender Freude begrüßt wurde, empfing Stille. Johannes, der früher schon Rahels Hand auf seiner Stirne als Wohlthat zu empfinden vermocht hatte, ja als Glück darbot, und zuckte zusammen, streiften ihn Rahels Kleider. Tag und Nacht verfolgten ihn die Bilder, die ihm seine Frau mit Sidney zusammen vor spiegelten, er sah die Blicke, die sie sich schenkten, hörte ihre Worte der Zärtlichkeit, empfand mit peinigendem Schmerz und unendlich vergrößert, was von ihm ertragen worden wäre, hätte es sich um Wirklichkeit gehandelt und wäre er nicht blind gewesen. Er fürchtete sich vor dem Alleinsein, denn dann begann das Rad seiner Gedanken und Qualen zu kreisen. Unaufhörlich marterte ihn Eifersucht, begannen Schmerz und Liebe und alle die wunden Gefühle ihn herumzutreiben. Was er von Rahel noch hätte empfangen können, was sie ihm gerne gegeben hätte, verschmähte er, weil seine Liebe sich nicht mit einem Teil von dem, was ihm gehört hatte, zufrieden geben wollte. Er, der so großes Leid überwunden, der über so manchen Dingen des Lebens gestanden und in ruhiger Abgeklärtheit so vielen hatte die Hand reichen können und sie tröstet, begegnete nun seinem Schmerz wie ein Knabe, wehrte sich gegen das Schicksal, und verschloß sich vor der Erkenntnis, daß ein jeder da angepaßt wird, wo er ein Joch am nötigsten hat. Er war sehr unglücklich, verschloß sich und leistete nichts.

Rahel mühte sich um ihn wie um einen Kranken, halb wie eine Mutter, halb wie eine Fremde. Sie tat ihm jede Handreichung, erfüllte ihm jeden Wunsch, saß unermüdet neben ihm, ging, wenn er lieber allein war, ohne Empfindlichkeit, und kam, wenn er es wünschte. Aber die freundschaftliche Gemeinschaft, die sie mit ihm verband, war zerfallen.

Sie stand nicht mehr neben ihm, sie stand allein. Sie fühlte kein Mitleid mehr für den Verkürzten, noch wurde sie von Gewissensnot gepeinigt. Sie hatte ihm das große Opfer gebracht und war bei ihm geblieben. Johannes hatte es zu büßen, daß das Opfer zu groß gewesen. Rahel rechnete es sich als Tugend an, daß sie Sidney hatte gehen lassen, ohne ihn zu begleiten. Und doch war sie in Wahrheit nur darum geblieben, weil sie nicht fort konnte, weil immer noch, zauberte ihre Phantasie ihr eine Flucht mit Sidney vor, ihre Seele zurückschreckte. Nicht um der Gerechtigkeit willen,

sondern weil sie alle die Köpfe auftauchen sah, die mit entsehten Augen sie verfolgten, und weil sie immer noch alle die Warnungen und Drohungen hörte, die man ihr, der Tochter aus dem Hause Schwendt, allzu tief eingebrannt. Noch fürchtete sie die tote Herrin ihrer Jugend, das Urteil ihres Geschlechtes, die lästernde Menge, die sie zeichnen, und ihr — da sie innerlich nicht frei war — ein Schandmal auf die Stirne drücken würde. Rahel hatte das Opfer nicht Johannes, aber ihrer Menschenfurcht gebracht, und der Segen blieb aus.

Ein Gespensterhaus war das weiße Haus geworden, in dem die Vergangenheit spukte, die Gegenwart schon Vergangenheit war, denn sie wurde nicht gelebt, und die Zukunft fehlte. Rahel glitt durch die Räume, aber es geschah so leise und rasch, so ohne fröhliche Wirklichkeit, daß auch sie den Eindruck des Unheimlichen erhöhte. Dazu Johannes' tastende, schlürfende Schritte.

Man hörte ihn wenig. Er saß still an seinem Fenster, oder im Eßzimmer, in das er sich nicht mehr von Rahel, sondern vom Kutscher führen ließ. Die frischen, warmen, spannenden Lüfte sperrte er aus, und saß so in sich gefehrt, stundenlang immer dasselbe denkend, sich windend und qualvoll darunter leidend, daß er Rahel so immer mehr verlor. Er verwünschte seine eigene Liebe, die allein ihm treu geblieben, mochte er sie auch mit Hohn, Spott und Zorn zu verschleichen suchen.

Langsam erbarmte sich seiner die Zeit. Sein starker Lebenswille suchte eine Bahn, einen Ausweg aus all dem Traurigen und Unwahren. Was er besaßen, das früher Erworbene und Erkämpfte, kräftigte sich wieder, und begann endlich von neuem zu treiben. Sein starkes Bedürfnis nach Ausgeglichenheit wollte seiner nicht mehr spotten lassen. Ohne es sich bewußt zu sein, wehrte er sich gegen dies lebenslose Leben. Er fing an, Rahels Freundlichkeiten zu bemerken, begann daran zu glauben, daß sie ihm Liebes erweisen möchte. Er schämte sich seines Mißtrauens. Dann und wann schlich sich eine kleine Freude in sein Herz, wenn sie kam, ihm vorlas, oder ihm Blumen brachte, oder ihm von ihren Wanderungen erzählte. Er fürchtete sich nicht mehr, wenn ihre Hand die seine streifte, und vermochte es nach und nach sich darein zu ergeben, daß sie die seine nicht suchte. Es formten sich ihm wieder freundliche Worte ihr gegenüber, ohne Bitterkeit, und er entdeckte in sich neue Teilnahme für ihr Tun. Er mühte sich, sie nach ihrer Arbeit zu fragen, nach dem was sie schrieb, und tröstete sie, wenn sie den Kopf schüttelte und nichts zu erzählen, nichts vorzulesen hatte, und daran verzweifelte, ob sie überhaupt je Gutes werde leisten können. Aber nichts durfte ihn an Sidney erinnern. Geschah es dennoch, so fiel er augenblicklich in seine schweren Gedanken und in sein Leid zurück, und das Rad der Qualen begann zu kreisen. So lebten sie nebeneinander.

Monate vergingen. Endlich in einer glücklichen Stunde vermochte es Johannes über sich, seine Anklage gegen Rahel fallen zu lassen. Neid, Haß, Zorn wichen langsam, und immer öfters wurde er auch Herr über seine Eifersucht, dem zähesten und schmerzlichsten der Gefühle. Es wurde ihm leichter, gerecht zu sein Rahel gegenüber. Er bürdete ihr nicht mehr alle Schuld auf, und hier und da gelang es ihm, ihr ein Glück gönnen zu wollen, das er nicht teilen durfte

und ihr nicht schenken konnte. Mit Kraft rang seine Seele darnach, sich von den Fesseln zu befreien, die ihm Gefühle auferlegt hatten, von denen er ein Leben lang nichts gehört, und die endlich in sich zu entdecken ihn einen solchen Aufwand von Schmerz und Leid gekostet hatten. Nun kannte er sich und wußte, wessen ein Menschenherz fähig ist. Diese wertvolle Erkenntnis schmolz das Eis, das die klaren Wasser seines Lebensstromes gehemmt hatte, und er fühlte mit hoffender und wehmütiger Freude, daß sein Baum wieder zu treiben begann....

Sidney an Rahel.

Rahel, ich habe heute einen glücklichen Tag gehabt. Ich träumte von dir, das war das erste. Gehoben von dem Gedanken an dich, malte ich, und — ich täusche mich nicht — es ist das Beste geworden, was ich bis dahin geleistet habe. Nicht nur das. Ich glaube, ich habe einen neuen Weg gefunden, vielleicht nur für mich, aber das genügt ja. Zur Erinnerung soll er führen, über Farbe und Linie zur Seele. Das weiß ich: kein anderer hätte das gemalt, oder malen können als eben ich. Ich fühle, daß mein Ich ein ewiges ist, daß es im Zusammenhang steht mit dem Vergangenen, und vielleicht ein Uebergang ist, ein Kettenglied der Zukunft. Einerlei. Es steht nicht allein. Ich aber werde mit meinem neuen Wollen allein stehen. Vielleicht jahrelang, vielleicht nur kurze Zeit, vielleicht sterbe ich darüber. Was verschlägt's? Es ist für mich ein Glück zu wissen, daß ich allein stehen kann, und weder Zustimmung brauche, noch mich vor Verneinung fürchte. Sie werden es schon merken, Rahel, daß an dem Bild mehr ist als Farbe; ich sage dir, es ist Ewiges drin, ich zähle da gar nicht mit. Dir, Rahel, danke ich. Denn das Glück, dich endlich gefunden zu haben, hat meine Augen geöffnet, daß ich tiefer hineinsehen konnte in das, was groß ist. Rahel!

Rahel, mein unpersönliches Ich freut sich, aber das arme, in Fleisch und Bein gehüllte, das lachende und weinende, das hat Heimweh nach dir. Gib zu, daß ich dir das nicht oft gesagt habe in diesen vielen, vielen Monaten der Trennung. Heute aber will die sehnsüchtige Stimme nicht mehr schweigen, und ich möchte Versucher sein. Rahel, bist du sicher, daß du jetzt richtig denkst und handelst? Ich will einfach ein paar Fragen stellen; vielleicht auch antworten, oder soll ich das Antworten dir überlassen? Also: Wer in der weiten Welt hat das Recht, dich über irgend etwas dich Betreffendes zur Rechenschaft zu ziehen? Wer darf dir vorschreiben, was du für richtig zu halten hast? Kommt es darauf an, daß eine Tat vor der Welt, oder vor dir selbst gerechtfertigt ist? Ist es richtig, daß du Johannes' Frau bleibst, und in deinem Herzen gegen ihn wütest? Ist es richtig, daß ihr, die ihr so herrliche Freunde, Bruder und Schwester sein könntet, als Mann und Frau euch beinahe habt? Ist es richtig, euer beider Leben so zu vergeuden? Er würde, wäre der Schritt geschehen, wieder vorwärts wollen und können, würde seine herrliche Gelassenheit, Güte und Weisheit wieder finden, könnte dem Dorf, der ganzend Gegend, Freund und Berater sein, würde sich freuen an dir, deinem Glück, deinem Streben und deinem Vorwärtsschreiten. Statt dessen: Bitterkeit, Schmerz, ewiges Wühlen in der

Wunde, ewiges Sich-an-dir-reiben, stets schwächer werden; o Rahel, es nimmt ja kein Ende, was alles aus dieser falschen Rücksicht, aus dieser Angst vor den Menschen, diesem gefälschten Pflichtgefühl erwachsen kann.

Und du? Arbeitest du? Wächst dein innerer Mensch, wirst du frei? Erfüllst du deine Seele mit Aether, daß ihr das Fliegen möglich wird? Tränen und Seufzen und Entsetzen tun's nicht. Leistest du etwas? Berwertest du dein Pfund? Musizierst du mit Freuden, dachtest du, schreibst du dir zur Befriedigung und vielleicht vielen zur Freude? Du hältst einfach der schwarzen Opferwolke still, unter der du wandelst. Du weißt gar nicht, was du leisten könntest, wenn du Mut hättest, dir und der Welt gegenüber.

Und das, Rahel, mußt du mir glauben: So würde ich nicht reden, wären wir einfach verliebt ineinander. Das lohnte sich ja nicht. Darum drängt es so wenig: in ein Schicksal hineinzugehen um ihrer Liebe willen. Sie trauen ihr nicht. Sie wissen, daß sich die Liebe anders anfühlt. Sie trauen auch sich selber nicht. Sie wissen: Es geht rasch vorüber, also wozu schwer wiegende Opfer bringen? Oder sie denken: Lieber Gott, schließlich — es tut's ja auch ein anderer, oder eine andere. Oder sie küssen sich hinter dem Rücken der Geschädigten, oder sie genießen was zu genießen ist, bis sie es leid werden. Sie alle tun nach ihrer Art. Wir beide haben aber mehr einzusehen und zu gewinnen.

Ich bereue nichts von dem, was in meinem Leben über mich gekommen ist. Das mußte sein, die Schladen müssen doch einmal und irgendwie gelöst werden. Ich habe Leichtsinns und Oberflächlichkeit auch ganz gehörig büßen müssen. Die Kunst ist mir eine gewichtige Lehrmeisterin gewesen, hat es mir nicht leicht gemacht, und ich habe lernen müssen. Nicht nur lernen, auch leiden. Es ist mir aber ernst um sie gewesen, und darum bin ich jetzt um ihretwillen von einem so großen Glück geschwellt.

Rahel, bist du ganz sicher, daß du nicht zu mir kommst, weil du dich vor den Leuten nicht ins Unrecht setzen willst? Wenn es nie jemand erführe, Rahel, kämest du dann? Wenn kein Mensch sagen würde: Wißt ihr's schon die Rahel Attinger.... Wenn du nicht an Tante Adeline denken würdest? Bist du sicher, daß es wirklich nur darum ist, weil du Johannes kein Leid antun willst? Ja, Kind, aber was hilft das ganze Opfer uns dreien? Du bist zu ihm gegangen aus Irrtum, und du bleibst bei ihm aus Irrtum. Wenn du ihm um des Friedens willen freundlich guten Tag sagst, lügst du. Wenn du neben ihm sitzt und redest von allem möglichen, lügst du, denn du denkst nicht an das, wovon du redest, sondern an mich. Wenn du ihm dienst, lügst du, denn du willst dich ihm angenehm machen, ihn vergessen machen, daß du ihn nicht mehr liebst. Du lügst den ganzen Tag mit deiner Gegenwart. Und er, was hat er davon? Er lügt, wenn er dich nicht küßt und dir dafür guten Morgen wünscht; er lügt, wenn er dich nicht in seine Arme reißt und dir freundlich lächelnd für einen Apfel dankt. Er lügt, wenn er dich nach deinem Ergehen fragt, denn das will er gar nicht wissen, er will wissen, ob du an mich denkst, ob du dich nach mir sehnst, ob du neben ihm unglücklich bist. Und früge er, würdest du nicht antworten. Also fragt er nicht, und ihr lügt euch an, und nennt das Opfer bringen, Verzeihung ausüben! Stellt euch Theaterkulissen auf, so viele

ihr wollt, spielt euch Theater vor, solange ihr wollt, aber verlangt nicht, daß ich euch dafür bewundere.

Ich kann ohne dich leben, Rahel, du siehst es. Aber es fällt mir schwer, denn ich bin neben meiner Liebe sehr verliebt in dich. Aber dieser Verliebtheit will ich das Bessere nicht opfern. Ich habe meine Kunst, ich bin nicht unglücklich. Nein, Rahel, im Gegenteil. Ich habe aber Heimweh, Sehnsucht und manchmal ein törichtes Verlangen nach dir. Aber ich kann's tragen. Darum lode ich dich nicht.

Wenn du zufriedener bist bei Johannes, so bleibe bei ihm. Wenn dich deine Entsagung hebt, so bleibe. Wenn du die selige Gewißheit in dir fühlst, du tuest recht, bleibe. Wenn es dir hilft, dich fördert, dich dem Ziel der Vollendung näher bringt, bleibe. Wenn nicht, bitte ich dich, zu mir zu kommen. Sidnen.

(Schluß folgt.)

Die Frauen in der Wissenschaft.

Von Dr. Hedwig Anneler.

Beide, die „reine“ und die „praktische“ oder „angewandte Wissenschaft“, sind ein Bedürfnis nicht des Mannes oder der Frau allein, sondern der Menschheit.

Alles, was Mensch heißt, sehnt sich bewußt oder unbewußt nach diesem Licht und ist ihm untertan. Wir brauchen nur an Zeiten zu denken, wo es versagte: wie an Zeiten von Seuchen, Tyrannei, Scheiterhaufen, Kriege. Mann und Frau leiden dann, und die Frau, ihrem Wesen gemäß und durch die Kinder, wohl noch mehr.

Was den Anteil der Frau am Fortschritt der Wissenschaft betrifft, meinen wir im allgemeinen zu wissen, daß er klein sei.

Gewiß sind manche Bedingungen des Frauenlebens dem Dienst für die Wissenschaft gegenüber anders als die des



Mme. Schreiber-Favre,
Präsidentin des schweizer. Akademikerinnenverbandes.

Männerdaseins. Wir brauchen auch hier nur an die Kinder zu denken und an den Aufwand von Zeit, Kraft, Gedanken und Fürsorge, die ihre Aufzucht erfordert.

Und trotzdem: Wo wäre die Wissenschaft ohne die Arbeit und Mitwirkung der Frauen? — Wichtig ist da vor allem das Vererben der Begabung durch die Mütter, auch in Zeiten, da diese Begabung in den Frauen selbst zum Schlummer verurteilt war und erst in den Söhnen erwachen durfte. — Ebenso war zu allen Zeiten die erste Erziehung bedeutsam. Auch denken wir daran, wie die Fürsorge der Frauen für Speise, Obdach und Wohlbehagen Unzähliger erst die Muße gab, der Wissenschaft zu dienen. — So haben Scharen von Frauen den Boden bestellt, auf dem die Gärten, Brüder oder Söhne der Wissenschaft zu Ehren ihre Gärten anpflanzen konnten.

Doch immer gab es auch Frauen, die selber mitpflanzten. Da sind etwa die Frauen um die griechischen Philosophen; ist eine Frau von Stein, mit Goethe Spinoza-Studien treibend, eine Mme. de Warens, die den jungen Rousseau in die Chemie, Botanik und Philosophie einführte, eine Julie Bondeli, eine Mme. de Staël, eine Barbara Schultze, die ganze Kreise von Männern anregten und mit neuen Gedanken besenkten.

Und die Arbeit der Frauen als selbständige Forscherinnen? — Jedermann weiß, daß sie zu allen Zeiten, nicht nur durch die Kinder, gehemmt wurden, daß man fürchtete, großes Wissen würde den Blick der Frauen ablenken von der Nähe, die ihrer Pflege bedurfte, — daß man die Frau auf alle mögliche Art beschränkte, ihr diese „Beschränktheit“ dann vorwarf, aber dabei als „unweiblich“ verschrie, was über diese Schranken hinausging, — daß die Sitten und Bräuche, aber auch die Gesetze, das regelrechte Studium verboten.

Trotzdem gaben die Frauen der Wissenschaft immer wieder ihren Anteil: in jenen Zeiten, da die Männer noch Jäger und Krieger waren, sammelten die Frauen als die ersten Botaniker Pflanzen und Samen und schufen durch sorgsame Zuchtwahl unser Getreide, die Gemüsearten, Beerensträucher und Obstbäume. Als Zubereiterinnen der Speisen waren sie die ersten Chemiker — wie übrigens auch als Färberinnen und Töpferinnen. Bei den Völkern mit Mutterrecht — wie heute noch bei Indianern — waren sie die Bewahrerinnen der Gesetze und die Richterinnen. Bei vielen Völkern hüteten sie als Priesterinnen das Wissen über das Vergangene und die Gottesgedanken. Die Kenntnis der Gift- und Heilpflanzen, verbunden mit der Teilnahme am Schmerz der Mitmenschen, machte sie, Jahrtausende hindurch, zu Ärztinnen.

Es waren Zeiten der Verdunklung, welche die Frauen jenseits von ihrem Menschenrecht, an der wissenschaftlichen Forschung Anteil zu haben, ausschlossen. Denken wir etwa an die Irrgänge, welche die Theologie einschlug, ferne den Frauen: an die Streitereien über die „befleckte“ oder „unbefleckte“ Empfängnis etwa, die Behauptung einer ewigen Verdammnis auch für ungetaufte Kindlein, Kezerverfolgungen und -verbrennungen. Denken wir an die Grausamkeit und Lebensferne der Jurisprudenz langer Zeiten.

Den grausamsten Schlag, uns aus der Wissenschaft hinauszustoßen, erfuhren wir in den Zeiten des Hexenglaubens. Die da in den Flammen hingemartert wurden, waren oft über dem Durchschnitt Begabte oder Bewahrerinnen alter Weisheit, Heilkundige oft, angeklagt von jenen, denen sie Heilung verschafft hatten, als wären sie Gehilfen des Teufels, Werkzeuge der Zerstörung. In Frankreich allein verbrannte man über 100,000 „Hexen“. In der Schweiz wurde die letzte „Hexe“ 1782 zum Tode gebracht. Sie sollte einem Kinde „Stednadeln“ eingegeben haben.

Wenn jemand, so sollten wir Frauen es wissen, was Niedergang der Wissenschaft heißt.

Und Aufschwung, Aufblühen? wissen wir es nicht: Rückgang der Kindersterblichkeit, von Seuchen, Gesundheitsförderung, erhöhtes Alter, Erziehung aller Kräfte, Eintritt unter den Menschen durch gerechte Gesetze, Friede durch Verstehen und Verbinden der Völker untereinander,